# V. Stadt und Gegenwart
## Auf der Suche nach einem anderen Leben

Ohne Bewegung und Wandel wäre eine Großstadt keine. Sie lebt vom Zweifel, vom Experiment, von der Freude am Aufbruch, und wer sich dagegen sträubt, wer alles so lassen möchte, wie es vermeintlich schon immer war, der scheint für eine Verdörflichung der Stadt zu plädieren. Gleichwohl gehörte die Sehnsucht nach dem Vertrauten und Alten ebenso wie das Pathos des Neuen seit je zur Moderne dazu, beides steht in einer dialektischen Beziehung. Denn das Bedürfnis vieler Menschen, am Bewährten festzuhalten, entspringt oftmals dem Gefühl, dass sich das Leben stark beschleunige und jeder Halt abhanden komme. Auch in der Digitalmoderne ist das Unbehagen an der Akzeleration durchaus prägend, vielleicht sogar stärker als je zuvor. Manche wollen nun zumindest die verlorene Gestalt der Stadt zurückgewinnen, sie berufen sich auf profunde Traditionen, auf eine Architektur, die über Jahrhunderte entwickelt und deshalb für die Gegenwart zur bindenden Konvention gemacht werden sollte. Einige arbeiten an der Rekonstruktion längst zerstörter Bauten, denn diese Form der Rückversicherung halten sie noch für möglich: eine hausgewordene Feste, die ganz auf die Macht der vertrauten Form baut. Mag sich das Leben auch globalisiert, digitalisiert, atomisiert haben, in dieser Architektur findet der Wandel keinen Ausdruck, sie gibt sich überzeitlich.

Doch erweist sich diese Art des ästhetischen Widerstands eher als Ausnahme. Zwar dürften sehr viele Menschen das Verlangen nach einem althergebrachten Formenkanon tei-

len, der architektonische Geschmack ist in der Regel konservativ. Das bedeutet aber im Umkehrschluss nicht, dass sich das öffentliche Leben nur dort besonders günstig entfaltet, wo strikte Gestaltungssatzungen gelten und die Architekten auf einen Neoklassizismus verpflichtet werden. Die Neubelebung der Stadt, so zeigt sich, hat ihren tieferen Grund so gut wie nie in der Baukunst. Denn selbst dort, wo die Menschen für eine möglichst traditionsreiche Bauweise votieren, wo sie Altbauquartiere den Neubauvierteln vorziehen, wo sie sich also in ästhetischer Hinsicht gegen den Wandel entscheiden, wünschen sich die meisten zugleich ein abwechslungsreiches, auf Veränderung angelegtes, also urbanes Leben.

Die Stadt wird als ein Ort der Selbstmobilisierung begriffen, der dem Einzelnen ungewohnte Erfahrungen des eigenen Ichs erschließt. Sie wird als Ort der Begegnungen geschätzt, an dem sich temporäre Gemeinschaften zu immer neuen Bündnissen zusammenfinden. Und beides deutet darauf hin, dass Fragen der Identität – sowohl im individuellen wie im kollektiven Sinne – in den öffentlichen Raum hineingetragen werden: nicht um sie hier abschließend zu klären, um sich in fixierten Mustern einzurichten, sondern um sie zu erproben. Gerade das Wechselvolle, Multioptionale, Changierende der Stadt, ihr hybrider, grenzenkreuzender, dynamisierender Charakter macht sie für die Digitalmoderne attraktiv: Sie erkennt sich darin wieder. Mag vielen die Beschleunigung unheimlich sein, suchen sie doch die Bewegung. Mögen sie sich nach festem Halt sehnen, sie leben gleichwohl ein mobilisiertes, nonlineares Leben – und suchen den Weg in den öffentlichen Raum. Auch, um diesen zu verwandeln.

Es ist ja nicht so, dass die Menschen hier nur ihre wachsenden sportlichen, künstlerischen, narrativen Bedürfnisse auslebten und die Stadt lediglich als Ort für unverbindliche Formen der gärtnernden oder spielenden Gemeinschaft betrachteten. Es gibt daneben ein deutliches Verlangen nach Veränderung, die auf die Stadt zurückwirkt: nach politischem und sozialem Wandel. Die Neubelebung des urbanen Raums bedeutet, dass auch der Wille zur Einmischung wächst. Nicht wenige Bürger hegen den Anspruch auf Mitsprache und Teilhabe, sie verstehen den öffentlichen Raum nicht als etwas Gegebenes, sondern als etwas von vielen Gewolltes und von vielen Gestaltetes – und möchten sich handelnd mitverantwortlich zeigen.

Manche fühlen sich dabei von den großen Bürgerrechtsbewegungen inspiriert, gar von den städtischen Protesten der letzten Jahre, ob in Kairo, London oder Madrid. Und selbst, wenn sie nicht auf Umsturz oder Revolution aus sind, so ist es doch derselbe Raum, nämlich der öffentliche, und es sind dieselben Kommunikationsmittel wie Facebook oder Twitter, die auch für weit kleinere Veränderungen auf lokaler Ebene bestimmend werden können. Auf den Philippinen fanden schon 2001 einige hunderttausend Bürger mittels Internet und SMS zusammen, um ihren Präsidenten zu verjagen. Spätestens da war die Adhocracy geboren, eine Art symbiotischer Intelligenz, die den Funken des Aufstands viel schneller überspringen lässt, als es ohne digitale Technik möglich wäre.

Erst sie erlaubt es den Individuen, quick zum Schwarm zusammenzufinden, ohne dass es irgendeiner vermittelnden Instanz bedürfte. Aus dem einstigen Zuschauer und Zuhörer, der auf die Massenmedien angewiesen war, um sich ein Bild von gesamtgesellschaftlichen Ereignissen zu machen, wird dank der digitalen Mitteilungsdienste ein sendender

Empfänger und empfangender Sender. Oder anders gesagt: jeder hat eine Stimme. Damit ist, zumindest potentiell, eine Form des gemeinschaftlichen Austauschs möglich, der seit der Antike klassischerweise mit dem öffentlichen Raum als Urort der Vielherrschaft assoziiert wird. Ob und wieweit das Konzept einer Liquid Democracy, einer fluiden, direkten Form der Mitbestimmung trägt, ist im Moment für viele vielleicht noch eine theoretische Frage. Ganz praktisch aber hat das Mitreden, Mitplanen, Mitbauen bereits begonnen, häufig informell und mit großer Selbstverständlichkeit: in der Stadt.

### *Urbane Intervention als Freizeitbeschäftigung*

Im Internet verbreiten sich die Ideen und Anregungen; hier verabreden sich die urbanen Aktivisten, um dann, für sich und für alle, den öffentlichen Raum einzunehmen und mit neuer Bedeutung zu versehen. Eine ganze Reihe kleiner Initiativen will nicht länger warten, bis sich die zahlreichen zuständigen Ämter zu einem Plan entschlossen, alle Belange untereinander abgestimmt, die Finanzierung geklärt und irgendwann vielleicht einen Auftrag erteilt haben. Ungefragt und unerlaubt bauen diese Initiativen auf die Macht der einfachen Tat, so wie zwei Bürger in Oak Cliff, einem Viertel von Dallas mit etlichen heruntergekommenen Gebäuden und leer stehenden Ladengeschäften. Aus einer Laune heraus begannen sie sich ihre Stadt im Konjunktiv auszumalen: Wie sähe sie wohl aus mit Straßencafés und Blumenläden, mit breiten Bürgersteigen und Fahrradwegen? Wie Paris sollte ihr Dallas werden – unvorstellbar, besonders mitten in den USA: Menschen, die aus ihren Autos steigen, die zu



Fuß gehen und mit ihren Kindern die Straßen bevölkern. Doch mit dieser unmöglichen Idee war ein Anfang gemacht: Ein anderes Narrativ war in der Welt. Und eine Gruppe von zehn Freiwilligen ließ sich dafür begeistern. Gemeinsam begannen sie mit ihrer Straßeneroberung, zweigten zwei Fahrbahnen mit Blumenkästen ab, um dort Bänke und Tische aufzubauen, überspannten die Straße mit bunten Weihnachtsketten und trieben weitere hilfsbereite Mitstreiter auf, die in den Läden ein paar Waren anboten oder eine Galerie eröffneten. Alles in allem investierten sie weniger als 1000 Dollar für ihre Building-Better-Blocks-Initiative.
Zuvor hatten sie sich von einem Ratsmitglied eine halboffizielle Erlaubnis eingeholt, da manche ihrer stadtbelebenden Ideen, etwa Geschäfte mit Obst- und Gemüseauslagen auf dem Bürgersteig oder Markisen, oft verboten oder mit hohen Genehmigungsgebühren verbunden waren. Kurzerhand druckten sie nun jene kommunalen Vorschriften, die sie willentlich brachen, auf kleine Zettel und hängten sie gleich neben den Blumenkästen und Obstständen auf. An einem Wochenende im Frühjahr 2010 luden sie dann ein, und es kamen mehrere hundert Menschen, die ihre Autos stehen ließen und ihre Stadt tatsächlich zu Fuß erkundeten, in einer der Bars einkehrten, der Straßenmusik zuhörten, ihre Kinder zum Bildermalen in einer ehemaligen Autowerkstatt abgaben und am Ende darüber staunten, wie einfach es sein kann, den öffentlichen Raum zum Leben zu erwecken. Mit viel Enthusiasmus war es den Aktivisten gelungen, innerhalb von nur 24 Stunden ihrem Viertel einen Anstoß zu geben, eine urbane Defibrillation, wie sie es nannten. Am Montag nach dem Wochenende war dann alles wieder vorüber. Geblieben aber war die Idee: mit kleinen, schnellen Eingriffen etwas zu bewirken – und die Stadt

nicht als die Sache der anderen, sondern auch als eigene Angelegenheit, als eigenen Handlungsraum zu begreifen.
Die urbane Intervention, die sich in der Regel eher als eine Form von Akupunktur versteht, die mit wenigen Stichen die städtische Energie im Körper der Stadt wieder fließen lässt, dieser Eingriff wird gerade in Europa auch von professionellen Planern und Architekten als ein Mittel der Veränderung eingesetzt. In Dallas aber waren keine Profis am Werk, hier waren es Bürger, die sich selbst ermächtigten. Und womöglich deshalb waren die Nachwirkungen ihrer Aktion erstaunlich groß. Angeregt von Street-Art-Künstlern, wie sie erzählten, hatten sie die Macht des Augenblicks gesucht und die Straßen ihres Quartiers wie in einer Großperformance verwandelt: damit sich die Bilder dessen einprägen, was denkbar, machbar, lebbar wäre. Erstens führte dies dazu, dass städtische Behörden dem Viertel stärker als zuvor ihre Aufmerksamkeit widmeten und es mehr unterstützten; sie konnten auf den bürgerschaftlichen Rückhalt zählen. Zweitens begannen kleine Firmen und Geschäfte sich für die leer stehenden Flächen zu interessieren, so dass etliche der Läden (zumindest vorübergehend) neue Betreiber fanden. Und drittens begann das Beispiel der Building-Better-Blocks-Initiative viele Nachahmer zu finden: Im Hallraum des Internets verbreiteten sich die schlichten Ideen binnen weniger Monate. Insbesondere der Enthusiasmus und die Courage, jetzt und sofort mit dem Handeln für die und in der Stadt zu beginnen, wirkten ansteckend.
Innerhalb von nur zwei Jahren fanden sich daraufhin mehrere dutzend Initiativen zusammen, die zunächst in den USA, dann in anderen Staaten, mit ihrer urbanen Kurzzeiterquickung begannen. Für die beiden Aktivisten des Anfangs, Andrew Howard und Jason Roberts, ist daraus unterdessen eine eigene Geschäftsidee erwachsen: Sie beraten Kommunen und Bürger und begleiten urbane Erneuerungsprozesse. Zudem betreiben sie eine Webseite (betterblock.org), auf der sie ihre Erfahrungen in Dallas und vielen anderen Städten weiterverbreiten und mit einfachen Vorschlägen den Mut zum Möglichen bestärken wollen. Man könnte es eine Wette auf den Gemeinsinn nennen.
Denn bei allem Tatendrang geht es vielen der Aktivisten nicht allein um eine Um- und Aufwertung, die sich materiell auszahlt, sondern um ein soziales Vermögen, um Quartiere, die den Einzelnen herausziehen aus seinem Eigennutzdenken und nach europäischen Vorbildern von Urbanität auch deshalb streben, weil damit eine vitalisierende, beziehungsstiftende Stadtkultur assoziiert wird. So raten die entsprechenden Internetseiten stets, nicht auf eigene Faust, sondern nur in Bündnissen mit anderen eine urbane Umwidmung anzugehen: sich also die Verantwortung zu teilen. Man solle sich zudem nicht übermäßig auf abstrakte Diskussionen einlassen, also die vorbereitenden Treffen nicht allein im Internet oder in privaten Räumen abhalten, sondern die Stadt selber, den Ort der Verwandlung, in den Blick nehmen. Der unmittelbare Kontakt miteinander und mit dem Ort der Öffentlichkeit, auf den sich das geteilte Interesse richtet, sollte im Vordergrund stehen. Unmittelbarkeit wird auch hier zum Eigenwert in einer Gesellschaft, die zugleich auf Mittelbarkeit, eine Medialisierung aller Lebensbereiche, setzt.

Und abermals verstärkt das eine das andere: Je mehr Menschen den öffentlichen Raum mit Vorschlägen und Aktionen bereichern, desto zahlreicher werden die Foren im Internet, die darüber berichten und zu weiteren Ideen anregen, was wiederum die Stadt als Allgemeingut noch stärker ins öffentliche Bewusstsein rückt. Häufig handelt es sich um einfache Ideen, die umstandslos zu realisieren sind: im Park nebenan neue Tischtennisplatten zu installieren, an der nächsten Kreuzung eine kleine Tauschbücherei einzurichten (etwa in einer ausgedienten Telefonzelle), auf öffentlichem Grund mehr Obstbäume zu pflanzen, an den Bushaltestellen neue Bänke zu platzieren oder mehr Fahrradständer aufzustellen. Manche dieser Vorschläge werden in Nacht-und-Nebel-Aktionen realisiert, etwa indem die Aktivisten ungefragt Fahrradspuren und entsprechende Verkehrszeichen auf viel befahrene Straßen malen – in der Hoffnung, dass diese entweder bleiben oder den Verantwortlichen der Kommune vor Augen führen, wie dringend angebracht es wäre, den Radfahrern mehr Vorfahrtsrechte einzuräumen. Andernorts sind es Mitmach-Aktionen, die weniger anarchisch als surreal erscheinen. Man kann darin eine Art von zivilem Ungehorsam erblicken, nicht selten von Humor getragen und angetrieben von einer erstaunlichen Freude am kreativen Umgang mit dem öffentlichen Raum.

Diese Aktionen finden oft rasch viele Anhänger, so zum Beispiel der sogenannte PARK(ing) Day, der alljährlich in mittlerweile einigen hundert Städten überall auf der Welt abgehalten wird. Geprägt wurde die Initiative 2005 in San Francisco von den Mitgliedern des Designbüros Rebar, das sich daran störte, wie viel öffentlicher Raum von Autos okkupiert wird. Sie besetzten deshalb eine Parkbucht mitten in der Innenstadt, aber stellten dort nicht etwa ihren Wagen ab, sondern nutzten die freie Fläche, um einen temporären Park einzurichten, mit Rollrasen, Gartenbank und Bäumchen im Kübel. Selbstverständlich fütterten sie die Parkuhr während der Aktion mit Münzen. Die Botschaft war ebenso klar wie heiter: Vor aller Augen wurde sichtbar, was es bedeutet, ein Stückchen städtischen Grund kurzzeitig zu pachten, nur um dort zu parken, obwohl doch so viele andere, für das Leben in der Stadt weit wertvollere Dinge auf diesen Flächen möglich wären.

Wenngleich es immer nur Einzelne sind, die hier eine Parkbucht vorübergehend umkodieren, gedeiht in diesen Kleingärten doch ein Kollektivgefühl, gerade weil die Ursprungsidee weitergetragen wird; die Initiatoren sprechen von einem Open-Source-Projekt. Jeder darf sich daran bedienen, darf es fortspinnen und wiederum andere dafür begeistern. Denn gerade das macht den Reiz aus: dass auf dem Standardmaß einer Pkw-Parkfläche Aberhunderte Varianten eines Miniparks entstehen können, mal ausgestattet mit kleinen Hügeln, mal mit Strohballen oder Kickertisch. Viele Teilnehmer stellen ihre Fotos bei dem Bilderportal Flickr ein, vergleichen ihre Ideen mit denen anderer und fühlen sich mit ihnen verbunden: in ihrem Verlangen, jedenfalls für einen Tag die eigene Stadt ein wenig einladender und damit öffentlicher zu machen. Hinzu kommt, dass manche die ursprüngliche Idee vom eigenen Kleinstpark abgewandelt haben und auf dem per Parkuhr gemieteten Geviert anderen Bedürfnissen nach Veränderung eine Bühne bereiten, wenn etwa eine Tanzfläche oder ein kleiner Swimmingpool aufgebaut wird oder ein Zelt zum urbanen Mittagsschlaf einlädt. Manche der Teilnehmer machen auch auf soziale Probleme

aufmerksam, indem sie eine kostenlose medizinische Untersuchung anbieten. Andere verbinden ihre Aktion mit einem Plädoyer für alternative Formen der Mobilität und reparieren kostenlos alte Fahrräder.
Tatsächlich zeitigen die Aktionen in einigen Städten mehr als nur einen symbolischen Mehrwert. So legte San Francisco 2009 unter dem Titel Pavement to Parks ein Programm auf, dass die Vorrangstellung des Autos zumindest in manchen Bereichen der Stadt relativieren soll: Neben einigen kleinen Stadtteilparks, die auf weniger befahrenen Straßen angelegt wurden, kam die Idee der sogenannten Parklets auf, kleiner Grünanlagen mit Sitzgelegenheit, die entlang der Bürgersteige mehrere Parkbuchten einnehmen und den Anrainern unter anderem die Möglichkeit eröffnen, dort Tische und Stühle etwa für ein Café aufzustellen. Dabei überträgt die Kommune die Verantwortung jeweils an einige Bürger oder an Gruppen, die sich darum bewerben können, ein solches Parklet zu gestalten, als eine semipermanente Erweiterung des öffentlichen Fußgängerraums. Die Erlaubnis für die bereits mehr als 75 Parklets muss jedes Jahr erneuert werden, die Kosten tragen die Bürger.
Eine ähnliche Entwicklung zeigt sich in New York, wo die Stadt während des Sommers entsprechende Lizenzen für Mikroparks entlang der Straßen vergibt. Und wo ausgehend von der PARK(ing)-Day-Initiative viele weitere Vorschläge erarbeitet wurden, wie sich ohne großen Aufwand die existierenden Räume zugunsten der Bürger, die sie für ihre Zwecke einnehmen möchten, umgestalten oder ergänzen lassen. So entstanden die Softwalks, die es sich zunutze machen, dass in New York viele Gebäude eingerüstet werden und dabei der Bürgersteig überdacht wird. Die Designer Bland Hoke und Howard Chambers verbreiteten eine



Anleitung, wie sich dieser temporär verstellte in einen temporär begünstigten Raum verwandeln ließe: An die Gerüste werden dafür einfache Sitze und Blumenampeln gehängt, hinzu kommen kleine Thekenbretter zum Aufschrauben, die dann von den Passanten genutzt werden können, um darauf ihre Kaffeebecher abzustellen.

### *Die Begeisterung für das urbane Pop-up-Prinzip*

Das Internet ermutigt solche Arten der Stadtbelebung nicht zuletzt deshalb, weil jeder, der über weitere Veränderungen im öffentlichen Raum nachdenkt, weit mehr in den Blick nimmt als nur den eigenen Ort. Nie zuvor war es möglich, dass sich aus einem kleinen Eingriff am Straßenrand binnen weniger Jahre eine Bewegung entwickelt, die überall im eigenen Land und bald schon in vielen Teilen der Welt nachgeahmt wird und das Gesicht der Städte ein wenig verändert. Eine doppelte Form von Plötzlichkeit prägt so die Stadt der Digitalmoderne: Es sind Aktionen, die ohne große Vorbereitung ad hoc in Erscheinung treten. Und die gerade deshalb ad hoc eine große Verbreitung finden. Der Erfolg verdankt sich dem Pop-up-Prinzip.
Man mag das als eine Variante des digitalen Alles-überall-jederzeit-Denkens verstehen. Inzwischen gibt es Pop-up-Restaurants, Pop-up-Gärten, Pop-up-Straßenmobiliar, Pop-up-Märkte, und alle verschwinden sie in der Regel so schnell wie sie aufploppten. In Computerprogrammen versteht man unter einem Pop-up ein visuelles Element, das aufspringt und dabei andere Bildschirmelemente überlagert. Für den Realraum der Städte bedeutet diese Metapher: Allerorten kann sich etwas öffnen, kann mehr dahinter-

stecken, winken weitere Optionen. Man muss sie nur berühren, schon springen diese Möglichkeiten auf und werden sichtbar. Im Unsichtbaren wartet das Unvermutete, es braucht nur jemanden, der es ans Licht holt.
So haben sich in Analogie zum PARK(ing) Day mittlerweile zahlreiche andere Aktionstage entwickelt, die, verstärkt von sozialen Medien, den öffentlichen Raum resozialisieren und damit verändern wollen. Etwa das Porchfest, das in etlichen amerikanischen Städten dazu einlädt, an einem Abend im Jahr die eigene Veranda zu einer Bühne für Musik und Theater zu machen. Bürger spielen dann für Bürger und ganze Quartiere verwandeln sich in ein selbstorganisiertes Musikfestival. Oder der Dachterrassen Day, an dem sich in Wien ebenfalls private und halbprivate Räume für die Öffentlichkeit aufschließen, und wer immer möchte, kann die eigene Stadt aus neuer, erhabener Perspektive erblicken. Oder der Tag der offenen Gärten, der in vielen Ländern Zehntausende Begeisterte anlockt, weil plötzlich offen steht, was sonst hinter der Pforte verborgen bleibt. In zahlreichen Städten von Montreal über Madrid bis Mumbai hat sich mittlerweile auch der Jane's Walk etabliert, der an die Autorin und Stadtaktivistin Jane Jacobs (1916 bis 2006) erinnert und an dem jeder, der sich berufen fühlt, eine Führung durch das eigene Quartier abhalten kann, unter soziologischen, architektonischen oder persönlichen Gesichtspunkten.
Dass viele dieser urbanen Unternehmungen in den USA ihren Anfang nehmen, liegt zum einen daran, dass sich hier der Computer sehr früh zum selbstverständlichen Kommunikationsmittel entwickelt hat; zum anderen ist vielen Amerikanern das Zögern eher fremd. Von der guten Idee zur guten Tat ist es meist nicht weit, und die Vorstellung, dass man sich sein Land nehmen müsse, dass es auf den Einzelnen



ankomme und dass ohnehin die Möglichkeiten unbegrenzt seien, gehört seit je zum Selbstbild vieler Menschen. Der verbreitete Appell »Reclaim the streets!« oder auch »Reclaim the city!« erscheint daher keineswegs abwegig oder nur als ein Werbeslogan. Der Begriff reclaim ist dabei auf interessante Weise mehrdeutig: Meint er doch nicht nur, die Stadt zurückzufordern, sondern kann auch bedeuten, sie kulturfähig zu machen, sie zu regenerieren oder sich auf sie zu besinnen. Auf die Straßen hinauszugehen, die öffentlichen Räume umzuwidmen, sie in gestalterischer und sozialer Hinsicht zu verändern heißt so gesehen nichts anderes, als die Stadt wieder zur Stadt zu machen.

### *Wie die Stadt vom Commons-Gedanken profitiert*

Doch auch außerhalb der USA finden kollektive Formen der urbanen Teilhabe große Resonanz. In vielen Ländern trifft das Ideal des gesellschaftlichen Teilens und Kooperierens auf große Sympathien, und die Vorstellung von den Commons, einem gemeinsamem Besitzrecht, findet mehr und mehr Anhänger. Einen ganz wesentlichen Anteil hat auch daran sicherlich das Internet, in dem viel verwendete Begriffe wie Bottom-up, Open Source, Open Design, Open Data, Crowdsourcing oder Cocreation von einem gesteigerten Interesse an kollektiven Denk- und Entwicklungsprozessen zeugen. Zwar reicht die Geschichte der Gemeinwirtschaft weit zurück, und die Genossenschaftsbewegung erstarkte bereits, als auch die Industrialisierung groß wurde und angestammte Lebens- und Arbeitsformen neu prägte. Aber wohl nicht zufällig gewinnt der Gedanke geteilten Eigentums im Zeichen der Postindustrialisierung erneut an

Attraktivität, wieder wandeln sich Leben und Arbeit, von einer Collaborative Economy ist die Rede. Und die Stadt profitiert von der Begeisterung für den Commons-Gedanken. Sie ist ihrem Wesen nach nur dann ein urbaner Ort, wenn sie nicht einem und nicht wenigen, sondern sehr vielen und am besten allen gehört. Sie ist mithin eines der größten vorstellbaren Commons-Projekte.

Zudem leben allein in den Städten genügend Menschen auf dichtem Raum zusammen, um bestimmte Formen des Teilens überhaupt zu ermöglichen. Hier florieren die Baugruppen und Baugemeinschaften, die dem Traum vom Einzelhaus die Alternative des Kollektivhauses entgegensetzen, hier rentiert sich ein Laden, der wie eine Leihbibliothek funktioniert, mit dem einzigen Unterschied, dass Werkzeuge und keine Bücher erhältlich sind. Ähnliches gilt für ein Geschäft, das nach demselben Prinzip teure und weniger teure Kleider verleiht, damit nicht jeder daheim riesige Schränke voll selten oder gar nicht getragener Hosen und Hemden vorzuhalten braucht. Das stark expandierende Geschäft mit dem Carsharing, in das mittlerweile große Autokonzerne eingestiegen sind, lohnt sich nur in Ballungsräumen; Gleiches gilt für Leihfahrräder, die vielerorts bereits fest zum Straßenbild gehören und die es ohne digitale Ortungstechnik nicht gäbe, weil sie über das Internet angesteuert werden und ihre Nutzung online bezahlt wird. Auch die vielen Tauschbörsen für selbst gezogenes Gemüse oder selbst gestrickte Pullover finden sich zumeist in Städten. Und dort siedeln sich bevorzugt die sogenannten Shared Offices und FabLabs an: Büros, die auf Zeit gemeinsam genutzt oder verliehen werden, und Hightech-Werkstätten, die jedem den Zugang zu 3-D-Druckern oder Laser-Cuttern ermöglichen, die er sich als Einzelner kaum



leisten könnte. Beliebt ist es auch, einzelne Schreibtische je nach Bedarf anzumieten, so wie es fast schon zur Selbstverständlichkeit geworden ist, als Reisender Zimmer von privat buchen zu können. Seit ihrer Gründung 2008 konnte allein die Internetplattform Airbnb weit mehr als zehn Millionen Übernachtungen vermitteln; der kostenlose Konkurrent Couchsurfing verzeichnet mehr als sechs Millionen Nutzer.

Das kollaborative Produzieren scheint ebenso wie das kollaborative Konsumieren für viele Menschen eine alternative Lebensform darzustellen; Neologismen wie Prosumer oder Sellsumer machen die Runde. Einmal mehr verunklart sich eine klare Grenze: die zwischen Verkäufern und Käufern, Herstellern und Nutzern. Der Mensch der Digitalmoderne soll von allem ein wenig sein können. Und auch das führt dazu, dass viele die Stadt nicht länger als etwas begreifen, das von manchen hergestellt und von anderen genutzt wird. Ihnen kommt es fast schon wie ein Gewohnheitsrecht vor, im urbanen Raum zusammenzuwirken und sich eine Parkbucht oder eine Sackgasse für ihre Zwecke »zu leihen«, so wie man sich eine Bohrmaschine aus der Werkzeugbibliothek leiht. Sie reklamieren die Stadt für sich, nicht dauerhaft, sondern unvorhersehbar und auf kurze Zeit. Das erklärt das Pop-up-hafte, das zum Charakter vieler urbaner Erscheinungen der Digitalmoderne gehört.

### *Von temporärer Aktion zu langfristigem Engagement*

Neben oft befristeten, von einem kollektiven Vergnügen an der Intervention bestimmten Aktionen finden sich auch verbindlichere Arten der urbanen Einmischung und Mit-

wirkung. Angestoßen und getragen werden sie häufig von freien Architekten oder Stadtplanern. Denn anders als die vielen in ihrer Freizeit engagierten Urbanisten sind sie es gewöhnt, über den Tag hinaus zu denken und auch komplexere Projekte zu antizipieren und zu begleiten. Sie mögen ebenfalls von jener User-generated City träumen, von der manche der Stadtaktivisten sprechen. Doch ist ihnen bewusst, dass viele Veränderungsprozesse tieferes Wissen, meistens mehr Geld und auch weit mehr Zeit verlangen, als der durchschnittliche Bewohner eines Quartiers aufzubringen vermag. Sie setzen daher darauf, als Agenten des Wandels jene Projekte anzuregen, die von der herkömmlichen Stadtplanung als unmöglich oder unnütz betrachtet wurden, und sie suchen dafür die Mithilfe der Bewohnerschaft.

In vielen Fällen wird die finanzielle Unterstützung zum Indiz dafür, wie sehr ein Vorhaben tatsächlich von vielen gewünscht wird. Sie machen sich das Responsive des Internets zunutze, indem sie um Spenden bitten. Auf Plattformen wie Kickstarter, die nicht allein urbanen Projekten vorbehalten sind, sondern auf der viele kreative Ideen um Finanzierungsmöglichkeiten buhlen, stellen sie ihre Pläne vor: um auf dem Dach eines Hochhauses eine Gemüsegärtnerei zu eröffnen, um stillgelegte Gleisanlagen in einen Klettergarten für Jugendliche zu verwandeln oder auch nur, um einen Basketballkorb inklusive Spielfeld für den Park nebenan zu organisieren. Auch große, mit hohem technischem Aufwand verbundene Vorhaben können so ein Echo und die nötigen Spenden finden, etwa der Plan, im East River von New York ein im Fluss treibendes Schwimmbad zu errichten und somit der Öffentlichkeit jene Wasserflächen zu erschließen, die bislang selbst bei größter Hitze den Schwimmenden vorenthalten bleiben. New York als Stadt am Wasser soll auch im Wasser baden können, so die Idee, deren Verwirklichung nicht nur logistischen Aufwand erforderte, sondern auch erhebliche Forschungsarbeit mit sich brächte, da die Wände des Schwimmbeckens zugleich als Filter fungieren sollen, um das Flusswasser sauber und für die Badenden verträglich zu machen. Dennoch kamen in nur sechs Tagen weit mehr als die erhofften 25 000 Dollar an Spendengeldern zusammen, die erste Hürde war genommen, und die Initiatoren konnten ermutigt mit den Planungen beginnen. Sie gewannen weitere Sponsoren, die Zustimmung vieler Behörden, das Wohlwollen der Medienöffentlichkeit und sie hoffen nun, ihr Flussschwimmbad 2015 eröffnen zu können. New York wäre um einiges lebenswerter. Und all jene könnten sich bestätigt fühlen, die von der gewohnten Stadtplanung wenig halten und für ein offenes, partizipatives Modell des Planens plädieren. Für sie ist die Stadt eine Open Source.

In der digitalen Sphäre ist damit eine Software gemeint, die von jedem frei kopiert und weiterentwickelt werden darf, weil der Quellcode nicht geschützt ist. Es bleibt damit der Masse und ihrer Intelligenz überlassen, mögliche Fehler des Programms aufzuspüren und zu beheben, bislang nicht berücksichtigte Funktionen zu ergänzen und weitere Anwendungen zu ermöglichen. Übertragen auf die Stadt bedeutet dies, dass sie immer nur als vorläufige Version begriffen wird, die darauf wartet, von den Stadtprogrammierern, also ihren Bewohnern, umgeformt, anders definiert und mit neuen Raumoptionen ausgestattet zu werden. Eine kontrollierende Zentralinstanz gibt es folglich nicht; die Stadt baut sich wie von selbst.

So verlockend diese Perspektive für manche auch sein mag,

bleibt doch fraglich, ob sich die Open-Source-Methode im Alltag tatsächlich bewähren würde, vor allem wenn ganze Stadtviertel geplant werden. Bei einer Stadt handelt es sich stets um eine multiple Persönlichkeit, die unterschiedlichste technische, soziale und politische Interessen in sich vereint, und die mit der relativ logisch und nachvollziehbar organisierten Struktur eines Textverarbeitungsprogramms für den PC und erst recht eines Wissensarchivs wie Wikipedia kaum zu vergleichen ist. Die Stadt kennt keinen Quellcode, vor allem aber kann nicht jeder den öffentlichen Raum nach seinem Gusto und für seine Bedürfnisse umgestalten, weil dieser Raum – anders als ein Computerprogramm – nicht allein die Belange des Einzelnen, sondern auch die aller anderen Bürger berücksichtigen soll.

Aus der eher anarchistisch gesinnten Hackerkultur der achtziger Jahre hervorgegangen, träumt die Open-Source-Bewegung von einer Art digitalem Sozialismus, davon, dass alles allen gehöre und frei zugänglich sein solle. Da aber die Stadt nicht nur aus öffentlichem Grund besteht, sondern zu wesentlichen Teilen aus privatem Eigentum, bleibt der Handlungsrahmen für individuelle wie kollektive Initiativen doch recht eng gesteckt. Selbst Crowdfunding-Projekte, die stets lokalen Charakter haben und in der Regel überschaubar bleiben, mögen im Einzelfall sinnvoll sein, doch wollte man sie als allgemeingültige Planungsmethode verstehen, wären die Konsequenzen oft problematisch. Zum einen ist der urbane Raum keine beliebige Dienstleistung und kein Produkt, das sich herstellen und wie eine innovative Uhr auf Plattformen wie Kickstarter bewerben ließe. Zum anderen können meist nur für solche Vorhaben viele Spender gewonnen werden, die sich überzeugend präsentieren lassen und mit einer verheißungsvollen Geschichte auf-



warten. Nur schwer vorstellbar wäre es zum Beispiel, Sponsoren für so etwas Gewöhnliches wie neue Mülleimer auf den Plätzen in einem ärmeren Viertel zu finden. Begünstigt wären in jedem Fall jene, die sich und ihre Projekte gut verkaufen können, die also gebildet und zumeist wohlhabend sind; alle anderen wären im Nachteil. Ein eher naturwissenschaftlich-technisch geprägtes Denken, das die Internetkultur in weiten Teilen noch immer bestimmt, verkennt leicht, dass ein sozialer, historisch determinierter Organismus wie die Stadt nicht so rational zu begreifen und mit ein, zwei Klicks zu verändern ist, wie es zunächst den Anschein haben mag.

### *Die Grenzen der neuen Mitmachkultur*

Im Kleinen erweisen sich viele der urbanen Initiativen als wertvoll. Sie helfen mit, eine neue Planungskultur zu gestalten, damit der Bürger nicht länger als Objekt, sondern als Subjekt der Stadt erscheint. Sie öffnen die Wahrnehmung für die vielen Optionen, die der öffentliche Raum bereithält. Sie bestärken den kollektiven Geist der Stadt. Und doch bleibt die Wirkmächtigkeit der Aktivisten häufig begrenzt. Was können sie ausrichten gegen die Gewalt im öffentlichen Raum oder gegen Armut und Ungleichheit? Was gegen die Wohnungsnot in manchen Städten? Sicherlich wird eine Kommune, in der es einen größeren Zusammenhalt zwischen den Bürgern gibt – auch dank der zahlreichen Gemeinschaftsaktionen – leichter eine politische Mehrheit für eine soziale Politik des Ausgleichs und der Integration finden. Auch ließe sich argumentieren, dass ein belebter öffentlicher Raum in gewissem Sinne der Gewalt vorbeugt,

zumal in einer Stadt, deren Bürger sich gegenseitig nicht mit Gleichgültigkeit begegnen. Ebenso tragen gemeinnützig orientierte Vorhaben, etwa Mitwohnprojekte, Mehrgenerationenhäuser oder Baugruppen dazu bei, dass mehr Menschen eine bezahlbare Wohnung finden; und genossenschaftliches Bauen unterbindet die Spekulation und damit den Mietwucher. Doch bei aller Euphorie für teilende, geselligkeitsfördernde Initiativen: Ihr Einfluss bleibt oft beschränkt, wenn es um grundsätzliche gesellschaftliche Konflikte geht. Und zumindest manche der Aktionisten sind sich dessen sehr bewusst. Sie ziehen sich deswegen nicht ins Private zurück, wollen auch nicht passiv am Rand des Geschehens stehen. Sie halten aber wenig davon, die zahlreichen Konflikte, die jede Stadt prägen, stillschweigend zu übergehen. Für sie ist es mit dem Verbessern und Verschönern nicht getan. Und so gibt es neben jenen Initiativen, die noch in jeder trostlosen Straßenkreuzung einen Ort erblicken, der sich mit ein wenig Farbe und Einfallsreichtum neu urbanisieren lässt, auch etliche Aktionen, die sich vor allem über den Kampf definieren.

Dieser Kampf kann gewitzte, manchmal auch dadaeske Formen annehmen, etwa bei sogenannten Wohnungsbesichtigungsrallyes, bei denen die Demonstranten gut gelaunt, luftschlangenwerfend und nackt immer dann auftauchen, wenn Makler ihre in vielen Fällen überteuerten Objekte an den Kunden bringen wollen; das Problem der Gentrifizierung lässt sich so zwar nicht entspannen oder gar lösen, doch der Protest hat ein Ventil. Andere setzen hingegen auf Gewalt, zünden Autos an oder zerkratzen Karosserien. Dritte versuchen das eigene Quartier möglichst marode wirken zu lassen, indem sie überfüllte Wäscheständer auf den Balkon stellen, zerschlagene Fensterscheiben simulieren oder Zettel an Laternenpfähle kleben, auf denen vor wachsender Gewalt gewarnt oder über angeblich auf dem Kinderspielplatz gefundenes Spritzbesteck informiert wird. Anleitungen für solche Angstkampagnen werden als »Abwertungskit« im Internet verbreitet. Daraus spricht aber, so wie aus den anderen Aktionen auch, vor allem Verunsicherung; auf politischem Wege und erst recht auf dem Wege des pragmatischen Handelns im öffentlichen Raum halten diese Stadtbewohner eine Lösung des Mietproblems für unmöglich.

Ähnlich verhält es sich mit Fragen der Gerechtigkeit und Armut. Hier entwickeln sich ebenfalls Formen des Widerstands, das Containern zum Beispiel, von manchen auch Dumpstern genannt. Die Verfechter dieser Idee wenden sich gegen die verbreitete Wegwerfmentalität und die Vernichtung von Nahrungsmitteln, die nicht verdorben sind und im Müll landen, während zugleich einigen Stadtbewohnern das nötige Geld für ihre Mahlzeiten fehlt. Die Dumpster bergen daher Lebensmittel aus den Abfallbehältern der Discounter, Wochenmärkte oder Fabriken. In manchen Städten gründen sich sogar eigene Organisationen, in Wien zum Beispiel das Gemüse- und Obstkollektiv, in denen die Funde geteilt und getauscht werden können, so dass sich das Containern für manche zu einer Lebensform entwickelt hat. Dem Problem der systematischen Überproduktion von Nahrungsmitteln aber ist so nicht beizukommen, genauso wenig wie den nicht selten umweltwidrigen Produktionsbedingungen oder dem Preisdumping vieler Supermarktketten, zumal das Containern meist nachts erfolgt und daher unbemerkt bleibt. Auf vergleichbare Weise vermag auch das Urban Gardening, selbst wenn es als Gegenbewegung zur Nahrungsmittelindustrie gemeint ist, höchstens in Nischen

etwas zu verändern; die große Alternative zu industrieller Landwirtschaft und Lebensmittelimporten wird sich mit Dachgärten und Gemüsebeeten auf brach liegenden Grundstücken kaum verwirklichen lassen, schon weil die Anbauflächen zu klein wären.

Noch augenfälliger ist die Vergeblichkeit mancher urbaner Proteste, wenn es um den Kampf gegen die visuelle Vormacht der Werbung im öffentlichen Raum geht. Plakate werden abgerissen, übermalt, überklebt oder mit minimalen Eingriffen ins Lächerliche gezogen. Dieser Protest ist nicht neu, schon als um 1900 mit der Großstadt die Großwerbung entstand, fluchten nicht wenige Bürger über die »Blechpest« der Emailleschilder oder die »Heuschreckenschwärme von Schrift«.[17] Mittlerweile verhüllen einige dieser Großbilder ganze Häuser. Anders als die Schilder von einst sind sie kein städtisches Beiwerk mehr, sondern erzeugen eine eigene, nicht selten übermächtige Wirklichkeit. Nicht das Ich schaut das große Plakat an, sondern das Plakat das kleine Ich. Und so richten sich die Proteste der Adbuster, der Werbezerstörer, aus gutem Grund nicht allein gegen die Konsumbotschaften, sie wenden sich auch gegen die Vereinnahmung des öffentlichen Raums. Viele Werbekampagnen wollen aus dem Marktplatz einen Markenplatz, einen H&M- oder Nike-Platz machen. In Chicago wird darüber diskutiert, ganze U-Bahn-Linien nach Unternehmen zu benennen, so dass es eine McDonald's- oder eine Nike-Linie geben könnte. In Berlin kam ein Baustadtrat auf die Idee, die Sanierung von 130 Kinderspielplätzen durch Werbung zu finanzieren. Ausgewählte Firmen sollten an Sandkästen und Klettergerüsten ihre Reklame anbringen und gegen ein ordentliches Entgelt den Plätzen ihren Namen geben dürfen.

17 Benjamin, Walter, 2009, *Einbahnstraße*, in: ders., *Werke und Nachlaß. Kritische Gesamtausgabe*, Bd. 8, herausgegeben von Detlev Schöttker unter Mitarbeit von Steffen Haug, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 30.



Diese Städte interessieren sich vor allem für die monetären Aspekte des öffentlichen Raums und nicht für seine ideellen, identitätsstiftenden Werte. Und dagegen wenden sich die Adbuster: gegen einen öffentlichen Raum, der ausschließlich von Unternehmer- und Werbeinteressen dominiert wird. Sie wollen, dass sich die Menschen einer Stadt nicht allein als Käufer angesprochen fühlen, dass sie sich nicht gegängelt, bedrängt oder verfolgt fühlen von den Botschaften der Werbung, sondern den Raum als offen und frei erleben. Doch längst haben sich einige der Konzerne die Strategien der Adbuster zu eigen gemacht. Sie lernen vom Aktionismus, entwickeln spontane und performative Werbeformen, manche greifen auf die Strategien des Happenings zurück, etwa der Uhrenhersteller Swatch, der eine neue Kollektion mit großen Beamern auf die Siegessäule, das Brandenburger Tor und den Fernsehturm in Berlin projizieren ließ. Die nächtliche Aktion war nicht genehmigt, das Unternehmen wurde zu einer Geldstrafe in fünfstelliger Höhe verurteilt. Die Illegalität war dabei Teil der Kampagne, sie sorgte für zusätzliche Aufmerksamkeit.

Auch entdecken viele Werber die Antiwerbung als Inspiration und integrieren die Konsumkritik in ihre Motive und Slogans. So wurde die Getränkemarke Sprite eine Zeitlang von einem Mann beworben, der sich öffentlich empört, dass Softdrinks ihn – anders als die Werbung es suggeriere – nicht sportlicher machen und attraktiver erscheinen lassen. Adidas oder Comme des Garçons betreiben ganz im Stil einer Off-Galerie sogenannte Guerilla Stores, Läden ohne Ladenschild in einer verlassenen Autowerkstatt oder

Schlachterei, in denen dann die Hemden vom Fleischerhaken baumeln und die Schuhe auf Europaletten stehen, damit die eigenen Luxusprodukte möglichst authentisch wirken. Noch weiter treibt es der Nike-Konzern, der in Australien sogar Anti-Nike-Demonstrationen organisierte, um weiterhin gut bei seiner Zielgruppe anzukommen, die nichts mehr schätzt als die Aura der Dissidenz.[18] Wie sollten also Adbuster noch etwas gegen die Konsumfixierung, gegen die großflächige Vereinnahmung des öffentlichen Raums durch den Markt ausrichten? Sie können dagegen protestieren, sie können versuchen, die allgemeine Wahrnehmung für das gewandelte, von Werbung dominierte Bild vieler Städte zu schärfen. Doch das Bottom-up-Prinzip taugt nicht, um gesellschaftlich-politische Interessenkonflikte wie dieses zu lösen; das vermag nur die Politik selbst.

Wie eine solche Veränderung gelingen kann, hat 2006 der Bürgermeister von São Paulo, Gilberto Kassab, vorgemacht, als er für seine Stadt den größten Bildersturm der Moderne verordnete und alle Riesenplakate und Werbeschriften abgehängt werden mussten. Auf keine andere Weise hätte Kassab derart eindrücklich und sichtbar demonstrieren können, dass er die Stadt verändern wollte. Es war nicht nur ein symbolischer Aufstand gegen die Symbole und deren Übermacht. Er bewies zudem eine Handlungshoheit, die den Aktivisten, so sehr sie sich auch anstrengen, nicht zukommt. Die Macht der Straße, so zeigt dieses Beispiel, reicht nicht an die Macht des Stadtrats heran.

18 Borries, Friedrich von, 2012, *Wer hat Angst vor Niketown? Nike-Urbanismus, Branding und die Markenstadt von morgen*, Berlin: Suhrkamp, S. 84-85.





Allerdings ist das für viele Planungsämter keineswegs ein Grund, das wachsende bürgerschaftliche Interesse am öffentlichen Raum mit Verweis auf ihre eigene, durch Wahlen legitimierte Zuständigkeit zu ignorieren. Eher versuchen sie, den Aktivismus für ihre Zwecke zu nutzen, und sei es durch simple Internetofferten. Auf entsprechenden Seiten können Stadtbewohner ihre allgemeinen Wünsche oder Beschwerden vorbringen. Das Prinzip der Ideenbörse soll für die kommunale Politik produktiv gemacht werden, es gibt Befragungen, Anregungen, manchmal sogar groß angelegte Kampagnen, in denen die Bürger aufgefordert werden, eine Zukunftsvision für ihre Stadt zu entwickeln. Auch eine Art Notmeldestelle wurde vielerorts eingerichtet, jeder kann nun per SMS oder E-Mail den zuständigen Behörden berichten, wo ein Schlagloch den Verkehr behindert oder alte Matratzen den Bachlauf vermüllen.

Bei Neubau- oder größeren Umgestaltungsvorhaben legen viele Städte schon deshalb großen Wert auf Informierung und Beteiligung der Bürger, um späteren Unwillen und hartnäckige Demonstrationen zu verhindern. Das deutsche Baugesetzbuch verlangt diese Einbindung ohnehin, doch seitdem der Begriff des Wutbürgers populär geworden ist, von dem es heißt, er wolle alles an Veränderungen verhindern, was seine Lebensroutinen stört, sind viele Kommunen mehr denn je und aus Eigeninteresse bereit, mögliche Einwände frühzeitig zu entkräften und nach Kompromissen zu suchen. In manchen Städten werden die Beteiligungsmöglichkeiten derart ausgeweitet, dass sie sich fast schon selbst erschöpfen. Niemand soll den Eindruck haben, die öffentliche Verwaltung schotte sich ab, es werden

Open-Space-Konferenzen abgehalten, Charrette-Verfahren durchgeführt, internetgestützte Mitmachprozesse entwickelt. Gleichwohl droht mancherorts die Partizipation zum Selbstzweck zu werden. Einige warnen bereits vor der Gefahr des reinen »Particitainment«,[19] vor einer Bürgerbeteiligung, die nur mehr eine Schau- und Showveranstaltung ist. Dies liegt zum einen daran, dass die Erwartungen und Erfahrungen sehr unterschiedlich sind. So folgen gerade die urbanen Bewegungen mit ihren Ad-hoc-Initiativen anderen Mustern und Interessen als die Ämter. Die einen reizt das stille Aufbegehren, das Abenteuer, mit Unbekannten eine gute Idee zu verwirklichen, ohne über Fragen der Dauerhaftigkeit, Sicherheit und Pflege groß nachzudenken. Die anderen müssen sich an ihre Vorschriften halten, nicht wenige denken in Zuständigkeiten, und sie wissen, dass es für alles, was in einer Stadt verändert wird, Bestimmungen und Normen gibt, die erfüllt werden müssen. Atmosphärische, vor allem von Empfindungen bestimmte Qualitäten mancher Vorhaben sind ihnen für gewöhnlich suspekt, sie lassen sich nicht quantifizieren, nicht kalkulieren und nur bedingt planen. Just für diese aber, für die gemeinschaftlichen und emotionalen Dimensionen des öffentlichen Raums, interessieren sich viele der urbanen Aktivisten. Sie legen es darauf an, die herkömmliche Funktionalität der Stadt zu konterkarieren, sie durchkreuzen die Routinen, während die Planer ihrem Selbstverständnis nach für die reibungslose Funktionsfähigkeit verantwortlich sein müssen.

19 Selle, Klaus, 2013, »›Particitainment‹, oder: Beteiligen wir uns zu Tode? Wenn alle das Beste wollen und Bürgerbeteiligung dennoch zum Problem wird«, online verfügbar unter: {http://www.bbs-hannover.de/view_document/138_leseprobe_particitainment_oder_beteiligen_wir_uns_zu_tode_klaus_selle_1.11.2012.html} (Stand: Juni 2013).



Darum begeistert sie an der neuen digitalen Technik auch nicht so sehr die Möglichkeit des sozialen Austauschs, vielmehr träumt mancher von einer vollautomatisierten Stadt (so wie einige Architekten vom vollautomatisierten Haus träumen). Um sich selbst in eine Smart City zu verwandeln, geben Stockholm, Amsterdam oder auch Santander viel Geld für Messstationen aus, die an Laternen oder Hauswänden installiert werden und alle möglichen Verkehrs- und Klimadaten erheben. Staus sollen so vermieden, der Einsatz von öffentlichen Verkehrsmitteln verbessert werden. Sogar Mülleimer wurden entwickelt, die dem zuständigen Amt selbsttätig melden, wenn sie geleert werden müssen. Auch der Bürger, ob er nun ein Stadtaktivist ist oder nicht, erscheint in der Perspektive eines solchen Technikurbanismus primär als Datenbündel, das mit Sensoren erfasst und in seinem Verhalten optimal gesteuert werden muss. So prallen zwei Kulturen aufeinander, denen es im Zweifel um dieselben Ziele geht, die aber anderen Handlungsformen und anderen Nützlichkeitsvorstellungen verhaftet sind.

Der zweite Grund dafür, dass Partizipation rasch an ihre Grenzen gerät, liegt in einer gegenseitigen Überforderung: Unmöglich kann der emanzipierte Stadtbewohner all das wissen und bedenken, was der Planer wissen und bedenken muss; nichtsdestotrotz soll er über viele grundsätzliche Fragen mitentscheiden und sich also mit einer multikausalen, technisch geprägten Materie auskennen, die selbst Experten mitunter überfordert. Umgekehrt geraten auch die Kommunen an die Grenzen ihrer Möglichkeiten: Je interessierter nämlich die Bürger alle Veränderungen in ihrer Nachbarschaft verfolgen, je motivierter sie sind, eigene Vorschläge einzubringen – ob es nun um die Linienführung eines Busses, um kindgerechte Platzgestaltung oder bessere Fahrrad-

wege geht –, desto schwieriger wird es für die Städte, viele dieser Interessierten und Motivierten am Ende nicht zu enttäuschen.

Das liegt zu einem nicht geringen Teil an den Verwaltungen selbst, die auf Vorschläge, die nicht eindeutig in ein Ressort fallen, sondern möglicherweise Umwelt-, Verkehrs- und Liegenschaftsfragen berühren, oft nur sehr langsam oder auch gar nicht reagieren. Es hängt dann vom Willen eines einzelnen Dienststellenleiters ab, ob er das Anliegen zu seiner Sache macht und trotz der Einsprüche anderer Dienststellen eine Lösung anstrebt und sogar findet. Aber selbst dies setzt voraus, dass er über einen Etat verfügt, mit dem sich die Platzgestaltung oder der Fahrradweg finanzieren ließe.

Weil aber in vielen Kommunen weder das Engagement noch das Geld ausreicht, um auch nur einen Bruchteil der Bürgerideen umzusetzen, fühlen sich viele Aktivisten schließlich doch in ihrer Ansicht bestätigt, dass nur Eigeninitiative weiterhilft. Erst werden sie von den Kommunen zur Mitarbeit aufgefordert, dann wird aber nur ein Bruchteil der gemeinsam erarbeiteten Entwürfe umgesetzt. Das Ergebnis ist Frust auf beiden Seiten: Die Planungsämter fürchten die forderungswütigen Bürger, den Bürgern erscheinen ihre Kommunen zu träge, zu unwillig, zu intransparent zu sein. Sie nehmen dann vielleicht noch gutmütig an ein oder zwei weiteren Partizipationsverfahren teil, und ziehen sich dann, weil sie ihre Interessen nicht berücksichtigt finden, aus diesem Teil des öffentlichen Lebens zurück.

Allerdings gibt es auch viele gelingende Formen der Zusammenarbeit von Planungsämtern und Stadtbewohnern; die Verfahren haben sich häufig stark diversifiziert, die Moderatoren professionalisiert und insbesondere jüngere Bürgermeister, mit dem Internet aufgewachsen, legen großen Wert darauf, dass öffentliche Vorschläge nicht nur eingesammelt werden, um anschließend in irgendeiner Behördenschublade zu vergilben. Die Chancen auf Umsetzung guter Ideen steigen aber in der Regel nur dann, wenn man sich einerseits vor zu hohen Erwartungen hütet, und andererseits beide Seiten, die Planer und die beteiligten Bürger, nach anderen Rollenmustern Ausschau halten. Nur wenn sich das gewohnte Oben und das gewohnte Unten neu justieren, wenn sich die einen nicht als allwissende Experten und die anderen nicht als ewig fordernde Laien begreifen, wird zusammenfinden, was eigentlich nicht zusammenpasst: das liquide Wir des Bürgerkollektivs und das strukturbedachte Wir der Behörde. Es braucht das, was die Stadt klassischerweise verheißt: Offenheit. Und es braucht starke und vor allem verbindliche Interessen.

In Magdeburg war das so, in einem jener Stadtteile, die vielen als verloren gelten, weil alle, die können, fortziehen und nur die Alten und Armen noch zurückbleiben. Dort, in Salbke, auf einer wüsten Brachfläche, wuchs seit 2004 ein Projekt heran, das von der spontanen Lust am Machen ebenso erzählt wie von dauerhafter Verantwortung und davon, wie ein Planungsamt aus dem Nichts heraus etwas entstehen lässt, das selbst auf der Architekturbiennale in Venedig noch Anklang findet. Bis zu einem Brand in den achtziger Jahren befand sich auf dem Grundstück eine Bibliothek, und so lag es nahe, eine solche dort wieder zu errichten, um der maroden Lage des Quartiers etwas entgegenzusetzen – mit einem Zeichen, dass es doch weitergehen könnte. Es gab einen Workshop, es gründete sich ein Bürgerverein, und gemeinsam mit dem Büro KARO* architekten aus Leipzig wurde ein Plan für das Projekt entwickelt:

Eine Art öffentliches Bücherregal sollte entstehen, dazu Sitzmöglichkeiten, ein winziger Park und eine Bühne, das Ganze so angeordnet, dass die Wohnhäuser von dem Lärm einer stark befahrenen Straße abgeschirmt werden. Wenig später, ganz im Stile des taktischen Urbanismus, wurde aus den Skizzen ein Modell im Maßstab 1:1 errichtet, aus 1000 Bierkästen, zur Verfügung gestellt vom Getränkehändler vor Ort. 2005 fand ein Lesefest statt, per Spendenaufruf kamen auch gleich einige hundert Bücher zusammen; es sollte eine Freihandbibliothek werden, ohne Leihgebühren, ohne Mitgliedsausweise, 24 Stunden am Tag geöffnet.

Die Bürger konnten sich selbst als Akteure des Wandels erleben, doch das allein hätte nicht ausgereicht. Es brauchte die beratende Unterstützung der professionellen Planer und die finanzielle Unterstützung der öffentlichen Hand. Die Stadt kaufte das Grundstück, der Bund gab aus Sondermitteln die nötigen Gelder, um aus dem Bierkastenmodell ein richtiges, wenngleich zwittriges Gebäude zu machen, das schon deshalb allen zugänglich ist, der Grundschule wie dem Musikverein oder den Jugendlichen des Viertels, weil es sich nicht verschließen lässt. Die Öffentlichkeit selbst ist der Raum, und der Raum lässt Öffentlichkeit erst entstehen. So braucht es auch keine Fassade im herkömmlichen Sinne, sondern für die monolithische Wand des Bauwerks lediglich eine Verkleidung, und diese verdankt sich in Teilen – ein guter Scherz und zugleich eine umweltbewusste Upcycling-Maßnahme – einem Konsumgebäude, der ehemaligen Horten-Filiale aus Hamm; nun lebt das Warenhaus weiter als Stadtkultur.

Rechtlich gesehen gehört die Freiluftbibliothek der Kommune Magdeburg, doch ohne die ehrenamtlichen Betreiber, also die Bürger, gäbe es sie nicht, ebenso wenig wie die stark



gewachsenen Bücherbestände, die unterdessen in einem festen Gebäude untergebracht sind, in einer von den Anwohnern betriebenen Bücherei, die zum Lesen, zum Gespräch, zum Austausch der Nachbarschaft mit sich selbst einlädt. Die allgemeine Bereitschaft, die brach gefallenen Räume der Stadt neu zu nutzen, die Freude an der spontanen Aktion, der Wille zum Wir, die beratende Erfahrung der Behörde, das staatliche Geld und der bürgerschaftliche Langmut, das alles musste zusammenkommen, um in Magdeburg aus der ersten Skizze ein lebendiges Zentrum des Viertels werden zu lassen.

Selbst hier aber bleibt offen, wie lang die Begeisterung des Anfangs anhalten wird, zumal die Freiluftbibliothek immer wieder von Randalierern schwer malträtiert wird. Das Wir, das hier seinen Ort zu finden meinte, ist brüchig, davon zeugen zertrümmerte Scheiben, beschmierte Wände, zerfledderte Bücher. Auch die politischen und sozialen Konflikte betreten die neue Bühne des Quartiers. Und so erweist sich eine Unternehmung wie diese immer auch als Probe darauf, wie weit die sozialen Kohäsionskräfte eigentlich tragen. Mag der öffentliche Raum auch vieles verbinden, was ansonsten unverbunden bliebe, tritt doch die alte Frage auf, ob und wie aus Gemeinschaft Gesellschaft wird und ob der urbane Wandel zurückwirkt auf die politische Realität.

Von den Veränderungen in der digitalen Sphäre angetrieben, erblicken viele in der Stadt einen Raum voller Gelegenheiten und Potentiale, erfüllt von Aktivitäten sonder Zahl. Das Ego hat hier seinen Platz und zugleich bilden sich vielfältige Formen von Zugehörigkeit, oft loser, manchmal verbindlicher Natur. Mit Zuversicht betrachtet, könnte man meinen, das wachsende Interesse an urbaner Geselligkeit belebe nicht nur die Stadt, sondern auch das Allgemeinwe-

sen als Ganzes. Und manche lassen sich gar von der Hoffnung tragen, im öffentlichen Raum könne tatsächlich eine andere, bessere Öffentlichkeit entstehen. Von solchen politischen Idealen war die klassische Vorstellung der *urbs* über lange Zeit geprägt. Hier, auf den Plätzen und Straßen, sollte die Gesellschaft ihrer selbst ansichtig werden. Hier sollte sie über ihr Wollen und Wirken befinden, ihre gemeinsamen politischen und sozialen Ziele aushandeln. Es war eine hehre, eine utopische Idee; in der Digitalmoderne scheint sie in den Horizont des Möglichen zurückzukehren.

## VI. Stadt und Zukunft
## Der Urbanismus von unten und die Folgen

Eine Stadt ist Stadt, wenn sie mit sich selber uneins bleibt. Wenn sie voller Gegensätze steckt, lustvoll Spannungen erträgt, wenn sie sich selber fragend und mit Skepsis betrachtet. Hingegen zeugt Selbstzufriedenheit zumeist von Provinzialität, sie erstickt die Neugier, den Zweifel. So gesehen könnte man den Urbanismus von unten, der aus der einst öden eine erweckte Stadt werden lässt, ohne Weiteres provinziell nennen. Denn so sehr sich die verschiedenen Bewegungen in ihrem Streben und Auftreten voneinander unterscheiden, es eint sie doch ein Verlangen nach Nähe: Man sucht nach Vertrautheit, Verbindung und nach einer Art von Vergemeinschaftung, wie man sie eher auf dem Dorf als in der Großstadt vermuten würde. Man fragt auch nicht lange, man hält sich nicht auf mit Zweifeln, sondern fängt einfach mal an. Dieser handelnde Pragmatismus erfreut sich am Augenblick und will von Debatten über gesellschaftliche Strukturen und Systeme häufig nichts wissen. Wenn er auf Veränderung des Bestehenden aus ist, dann ohne erst ein Grundsatzprogramm, gar ein Manifest abzufassen. Ein wahrhaft urbaner Skeptiker würde es Naivität nennen. Die Aktivisten selber sprechen wohl eher vom Optimismus der Tat.

Vielleicht zeigt sich daran bereits die wichtigste Veränderung von allen. Obwohl die urbanen Bewegungen hinein ins Öffentliche noch jung sind und ihren entscheidenden Schub erst 2007 nach der Einführung des iPhones, des ersten allgemein zugänglichen Smartphones, erlebten, hat sich

Die Stadt ist tot, es lebe die Stadt: Allen düsteren Prognosen zum Trotz wird der öffentliche Raum neu entdeckt. Mitten im Hyperindividualismus wächst die Sehnsucht nach kollektiver Erfahrung – und findet in der Stadt ihren Ort. Ein ungewohnter Gemeinschaftsgeist erobert Straßen und Plätze, neue Spielformen des Öffentlichen entstehen. Unter Schlagworten wie DIY-Urbanismus, Guerilla Gardening, Urban Gaming oder City Crowdsourcing kündigt sich nichts Geringeres als ein gesellschaftlicher Wandel an: Gegen die Ökonomie der selbstsüchtigen Herzen setzen viele der urbanistischen Bewegungen einen Pragmatismus der Anteilnahme und des Teilens. In seiner thesenreichen Analyse beleuchtet Hanno Rauterberg, warum gerade die Digitalmoderne eine neue, unvermutete Stadtkultur befördert.

Hanno Rauterberg, geboren 1967, ist promovierter Kunsthistoriker und schreibt als Redakteur im Feuilleton der Wochenzeitung *Die Zeit* regelmäßig über Architektur, Kunst und Stadtentwicklung.

# Hanno Rauterberg
# Wir sind die Stadt!
## *Urbanes Leben in der Digitalmoderne*

Thomas Eggensperger

Suhrkamp

Erste Auflage 2013
edition suhrkamp 2674
Originalausgabe
© Suhrkamp Verlag Berlin 2013
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim
Umschlag gestaltet nach einem Konzept
von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-12674-5

# Inhalt

Einleitung
Die Stadt ist tot, es lebe die Stadt! ..... 7

I. Stadt und Gesellschaft
Wie neue Lebensideale das urbane Leben prägen ..... 19

II. Stadt und Technik
Warum Computer das Stadtbewusstsein verändern ..... 45

III. Stadt und Ich
Über das Bedürfnis, sich im öffentlichen Raum selbst
zu erfahren ..... 59

IV. Stadt und Wir
Von der wachsenden Begeisterung für urbane Kollektive ... 77

V. Stadt und Gegenwart
Auf der Suche nach einem anderen Leben ..... 97

VI. Stadt und Zukunft
Der Urbanismus von unten und die Folgen ..... 129

Literatur ..... 151
Weiterführende Literatur und Internetseiten
zum Thema ..... 153